



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

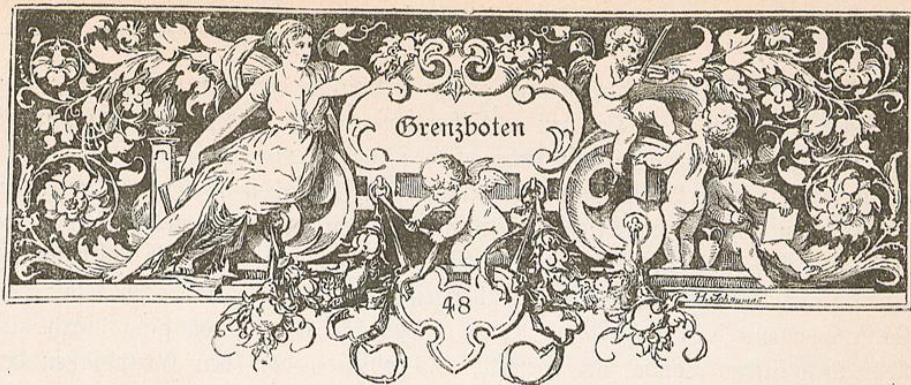
**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Die Jesuitenpetitionen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Jesuitenpetitionen



In zwei Wählerversammlungen, die vor kurzem zu Köln und Krefeld abgehalten worden sind, wurde „mit einhelliger Begeisterung“ eine Petition an den Reichstag angenommen, worin dieser gebeten wird, Hand anzulegen, um das Gesetz vom 4. Juli 1872 außer Wirksamkeit zu setzen und die Jesuiten wieder ins Land zu rufen. „Wir erklären uns, sagte der Abgeordnete Fuchs in Köln, für solidarisch mit dem Jesuitenorden. Es wäre ein Verrat an der katholischen Sache, wenn wir sie verleugnen wollten; wir sind alle Jesuiten, und wir leben und sterben mit ihnen und lassen uns totschlagen für die Jesuiten.“ Die Versammlung hatte für diese Worte „stürmischen Jubel,“ und die ultramontanen Zeitungen sprachen die Hoffnung aus, daß sich bald keine Stadt in ganz Deutschland finden werde, wo nicht eine Kundgebung im Sinne dieser Petition veranstaltet werden würde; ja es wurde gedroht, daß man die Katholiken, die die Petition nicht unterschreiben würden, abmalen werde, um sie dem katholischen Volke kennbar zu zeichnen. Inzwischen sind denn auch dem Beispiele von Köln und Krefeld andre Städte gefolgt; Dortmund, Mülheim, Düsseldorf, Elberfeld, Karlsruhe, Ulm haben römisch-katholische Versammlungen in ihren Mauern gesehen, die alle den Ruf nach den Jesuiten laut und lärmend erhoben haben. Wie man sieht, sind es auch gut protestantische Städte, woraus der Ruf erscholl, oder vielmehr, wohin der Eifer getragen wurde. Denn von einem Eifer zu sprechen ist erlaubt gegenüber solchem Zelotismus, wie er sich in den angeführten Worten des Abgeordneten Fuchs kundgiebt. Der zelotische Eifer ist überall traurig, denn er hat böse Folgen. Er läßt, wie Friedrich der Große sagt, die Menschlichkeit, die erste aller Tugenden, vergessen, und anstatt eine Wahrheit ans Licht zu bringen, führt er die Dogmen des Verfolgers ein.

Eben weil die Jesuiten durch ihre ganze Geschichte bewiesen haben, daß, wo sie einziehen, auch diese Dogmen mit ihnen einziehen, in deren Gefolge Zwang und Gewalt sind, eben darum haben sich schon in vorigen Zeiten nicht bloß die protestantischen Völker, sondern auch die katholischen immer wieder gegen die Jesuiten gesetzt. Als in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in Portugal, Frankreich, Spanien, in Neapel, Parma u. s. w. die Verbannung der Jesuiten ausgesprochen und vollzogen wurde, als der Orden selbst von Papst Clemens XIV. im Jahre 1773 aufgehoben wurde, da ging durch alle diese katholischen Lande ein Gefühl, als ob sie, von den Grundsätzen der jesuitischen Moral befreit, selber von einem angstvollen Druck erlöst wären. Auch Maria Theresia spürte etwas von diesem Gefühl; auch sie vollzog die Aufhebung des Ordens, nachdem ihr Abschriften ihrer Beichtgeheimnisse von Rom aus zugesandt worden waren. Zumal seitdem Clemens selbst, der sich nie verhehlt hatte, daß er mit der Bulle Dominus ac Redemptor noster sein Todesurteil geschrieben habe, kurze Zeit nach diesem Aufhebungsdekret, allem Anschein nach vergiftet, gestorben war, überkam einen großen Teil selbst der katholischen Welt ein Ekel vor jenem Kadavergeruch, den der Jesuitenorden überall, wo er hinkommt, aus seiner Natur heraus verbreitet; denn nicht umsonst steht in den Statuten der Gesellschaft geschrieben, daß sich die Angehörigen der Gesellschaft von ihren Vorgesetzten leiten lassen sollen, gleich als ob sie ein Leichnam wären, *perinde ac cadaver essent*. Was für ein Unheil von diesem Kadavergehorsam über die Völker kommt, das hat Deutschland-Oesterreich genug gespürt, seitdem Ferdinand I. sich 1551 die ersten dreizehn Jesuiten nach Wien verschrieb; es war der Anfang zum dreißigjährigen Kriege. Die Niederlande haben es gespürt, als unter jesuitischem Einfluß Alba dort wütete; Frankreich, als der Berufung der Jesuiten im Jahre 1564 die Bartholomäusnacht von 1572 folgte. Aber abgesehen von dem Jammer und dem Elend, das überall da aufsproß, wo sie den Fuß hinsetzten, es war das Gift der jesuitischen Moral, das überall eine Erregung der Gewissen hervorrief, die die Menschen in stete Unruhe versetzte, jener Moral der *restrictions mentales*, die Blaise Pascal in seinen *Lettres provinciales* aufdeckte, und von der er nachwies, daß dem Jesuiten Dinge möglich waren, wie sie die Christenheit bis dahin für unmöglich gehalten hatte. *On peut jurer, lehrte nach dem neunten Briefe der Jesuit Sanchez, qu'on n'a pas fait une chose quoy qu'on (quoiqu'on) l'ait faite effectivement, en entendant en soy-mesme (même), qu'on ne l'a pas faite un certain jour, ou avant qu'on fust (fût) né.*

Diese Umkehrung der sittlichen Grundsätze liegt aber ganz ebenso in der jesuitischen Lehre von der Erhabenheit der katholischen Kirche und ihrer Dogmen über alle irdischen Ordnungen und alle Wissenschaft, wie ihr politisches System in der Lehre von der Erhabenheit des Papstes über Kaiser, Könige und Fürsten begründet ist. Wenn der Papst die Sonne ist, Kaiser, Könige und Fürsten

wie Mond und Sterne sind, die von der Sonne erst ihr Licht erhalten, dann ist es nur folgerichtig, was der Jesuit Martin Becanus 1612 schrieb: „Die Frage, ob der Papst, der Kaiser und Könige aus dem Kirchenverbanne ausschneiden kann, sie auch absetzen dürfe, wird von den katholischen Schriftstellern mit Recht bejaht. Der Hohepriester Sojada hat, kraft seiner geistlichen Amtsgewalt, die Königin Athalja zuerst als Königin abgesetzt, dann als Privatperson töten lassen. Dieselbe oberstrichterliche Befugnis, die der Hohepriester im alten Bunde hatte, hat der Papst im neuen: Könige abzusetzen, wenn sie es verdienen. . . . Indem der Papst unverbesserliche Könige absetzt, thut er das von Unts, also auch von Rechts wegen. . . . Die Absetzung der Könige kann auf verschiedene Weise vorgenommen werden; gewöhnlich erfolgt sie in der Art, daß der Papst die Unterthanen der Pflicht des Gehorsams entbindet, wozu er durch das Wort: Was immer du auf Erden binden oder lösen wirst, das soll auch im Himmel gebunden sein u. s. w. von Christo ermächtigt ist.“ Derselbe Becanus erklärt in seiner zu Paris 1634 gedruckten Summa theologiae scholasticae: „Wer als ordnungsmäßig bestellter Fürst tyrannisch regiert, kann nicht von einem Privaten umgebracht werden, so lange er Fürst bleibt. Wird die Tyrannei unerträglich, dann muß er vom Staate oder von einer Vertretung des ganzen Volkes oder einem andern, der Autorität hat [die höchste Autorität hat aber nach jesuitischer Lehre der Papst], zuerst abgesetzt oder als Feind erklärt werden, damit man ihm beikommen kann.“ Natürlich ist im Sinne des Jesuiten die unerträglichste Tyrannei die, wenn der Fürst in seinem Gebiete dem Papst nicht alles zu thun erlaubt, was dieser für das Seelenheil für notwendig hält. Um solche Fürsten unschädlich zu machen, wird die Lehre von der Volkssouveränität, wie sie von den Jesuiten zuerst ausgebildet worden und hier bei Becanus ausgesprochen ist, neben die von der absoluten Autorität des Papstes gestellt.

Man darf nun nicht denken, daß das alte, abgethane Dinge seien. Der Syllabus hat sie erneut, und die jesuitische Moral blüht heute noch ganz so heuchlerisch und auch so unbarmherzig, wie von Anfang an. Denn der Jesuit kann wohl das Gewand wechseln, aber nicht den Sinn. Wenn der Jesuit Gury in seinem kirchlich approbirten Lehrbuche sagt: „Geduldete Reher dürfen an heiligen Orten nicht beerdigt werden und müssen, falls dies geschehen ist, wieder ausgegraben werden,“ so bestätigt er nur aufs neue die Verdammung aller Reher, wie sie Innocenz IV. aussprach, daß, wer einen Reher kirchlich beerdigt, der Exkommunikation unterliegt, bis er mit eignen Händen ihn wieder ausgegraben hat. „Die Körper dieser Verdammten soll man wegwerfen, und jener Ort soll nie wieder zu einem Begräbnis benutzt werden.“ Es ist da nur bei Gury die mildere Form pro ratione temporum gewählt, der Sinn ist geblieben, jener harte, erbarmungslose Sinn, wie er dem geistlichen Fanatismus eigen ist, der nach der Tortur schmeckt und dem

der Jesuit Lippius Ausdruck in den Worten gab: „In Sachen der Religion ist keine Gnade noch Nachsicht zulässig; die wahre Gnade ist, ungnädig sein. Um viele zu erretten, darf man sich nicht scheuen, einen oder den andern zu entfernen.“ Und wie die politischen Grundsätze dieselben geblieben sind, jetzt wie früher, das zeigte am besten der von den Jesuiten geleitete Pius der Neunte, wenn er zu einer Abordnung der litterarischen Akademie Roms im Vatikan am 20. Juli 1871 mit Rücksicht auf die damals noch mögliche Opposition der weltlichen Regierungen gegen die Unfehlbarkeit, die es zu beschwichtigen galt, sagte: „Unter allen jetzt herrschenden Irrthümern ist keiner boshafter als der, der der Unfehlbarkeit das Recht zusprechen würde, Könige abzusetzen und Völker ihrer Unterthanenpflicht zu entbinden. Dieses Recht ist ohne Zweifel von den Päpsten zeitweilig in äußersten Fällen ausgeübt worden. Es hat aber durchaus nichts mit der Unfehlbarkeit zu thun, noch entspringt es aus der Unfehlbarkeit, wohl aber aus der Autorität des Papstes.“ Die Übung dieses Rechtes, meinte er, sei übrigens auch in den glaubensstarken Zeiten, die in dem Papste geehrt hätten, was er in Wirklichkeit sei, nämlich „höchster Richter der Christenheit,“ gestützt gewesen „auf das öffentliche Recht und die gemeinsame Übereinstimmung der Völker“ und sei öfters ausgedehnt worden „auf die höchsten Interessen der Staaten und ihrer Herrscher.“ Leo XIII. hat dieselben Ansichten. Ob nun der Papst, der nach Windthorst die Welt regiert, dies thun will kraft seiner Unfehlbarkeit oder kraft seiner Autorität, das kann der Welt sehr gleichgiltig sein, alles in allem spricht doch aus der päpstlichen Dialektik auch unsrer Tage der Sinn heraus: Wenn die Sache gemacht werden kann, so wird sie gemacht, si res praestari potest, praestanda est. Geduldet wird etwas nur temporum ratione habita. Fürsten und Obrigkeiten würden auch heute, wenn sie sich als lässige Schäferhunde zeigten, abgesetzt, oder auch, je nachdem, dem souveränen Volke preisgegeben werden, wenn es nur ginge. „Das öffentliche Recht und die gemeinsame Übereinstimmung der Völker,“ d. h. in Wirklichkeit, das geistliche Recht und die Thorheit der Massen ist ganz geeignet, daß sich die unfehlbare Autorität des Pontifex auf sie stützt. Hierin liegt die innere Verwandtschaft, die die Ultramontanen und die von der Demagogie geleiteten Massen zu Zeiten so eng aneinandernüpft. Je unwissender und stumpfsinniger die Masse ist, desto besser der Marktplatz, den der Jesuit für seine Künste findet. Darum gilt, was Friedrich der Große von den Priestern sagte, insonderheit gegenüber den Jesuiten, daß nichts gefährlicher sei, als den Priestern einen zu großen Einfluß auf den Geist der Völker zu gestatten. „Die Fürsten werden früher oder später ihre Sklaven.“ Unfre ultramontanen Zeitungen sollten es doch ja unterlassen, bei dem Geschrei, das sie erheben, um die Jesuiten wieder ins Land zu bringen, die Hohenzollern als deren einstige Beschützer hinzustellen. Sie haben dabei Friedrich den Großen im Sinne, der, als die Jesuiten aus

den katholischen Staaten vertrieben wurden, sie in Schlesien ruhig sitzen ließ. Die Ultramontanen könnten sich dann mit ebenso großem Recht auf Rußland als Beschützer der Jesuiten berufen; denn auch Rußland ließ sie damals in den polnischen Provinzen unter einem eignen Generalvikar unbehelligt. Was aber einem autokratischen Herrscher wie Friedrich erlaubt war, das geht heutzutage nicht mehr, wo die Blindheit des Parteiwesens in dem Parlament auch die Unvernunft möglich macht, und wo der blöde Hödur sich auch einer starken Regierung gegenüber frei zu tummeln Raum hat. Die Jesuiten wußten ganz genau, daß sie der große Preußenkönig sofort auf die Fingern klopfen würde, sowie sie die Hand nach Dingen ausstreckten, die ihnen nicht zukamen. Sie haben ihre Krallen auch, so lange er lebte, schön eingezogen gehalten. Im übrigen haben die Hohenzollern gegenüber dem Ultramontanismus in ihrer Politik sich nach dem Großen Kurfürsten gerichtet, der dafür hielt, daß „die wahrhaftige Eigenschaft und Charakter der römisch-katholischen Religion ist, den Meister zu spielen und nachgehends alle, die sich als Nezer qualifiziren, ohne Unterschied zu verfolgen. Solches wird an allen Orten durch evidente und unleugbare Proben bestärkt, dergestalt, daß diejenigen, welche sie anfangs zu kareffiren geschienen, andres nicht, als des Ulysses beneficium, so ihm von Polyphemo offeriret ward, nämlich als der letzte gefressen zu werden, davontragen.“ Eine Ausnahme in dieser Politik der Hohenzollern machte allein Friedrich Wilhelm IV., mit dessen Regierung auch der jesuitische Ultramontanismus so lange und so weit zufrieden war, als ihnen die Hoffnung auf „des Ulysses beneficium“ winkte. So weit die jesuitischen Römlinge das auch unter Friedrich Wilhelm IV. nicht hoffen zu können glaubten, stellten sie sich auch unter dem Regiment des hohenzollernschen Romantikers gegen die vielgehaßte Dynastie. So erklärte der Jesuitenführer Hofrat Busch in Freiburg im Jahre 1851: „Wir werden mit einem Netze von katholischen Vereinen den altprotestantischen Herd in Preußen von Osten und von Westen umklammern und durch eine Anzahl von Klöstern diese Klammern befestigen und damit den Protestantismus erdrücken und die katholischen Provinzen, die zur Schmach aller Katholiken der Mark Brandenburg [es ist das Königreich Preußen gemeint] zugeteilt worden sind, befreien und die Hohenzollern unschädlich machen.“

Man sieht, daß die Kriegslust, die später der Papst atmete, als er im Jahre 1872 bei der Organisation seiner Streiter wider die Beschlüsse des deutschen Reichstags die Hoffnung ausdrückte, daß das Steinchen im Traume Nebukadnezars den Koloss, nämlich das deutsche Reich, zertrümmern werde, und dieselbe Kriegslust, die die Jesuitenblätter atmeten, z. B. die „Genfer Korrespondenz“, als sie schrieb, daß der Papst jetzt einsehe, daß die Zeit der Barmherzigkeit vorüber sei und eine Periode eintreten müsse, wo die Gerechtigkeit ihren vollen, unerbittlichen Vollauf habe, und wo das Blatt drohte:

„Wenn die Staaten aufhören, die Kirche offen anzuerkennen, so wird die Kirche bald genötigt sein, den Staaten ihre Anerkennung zu versagen; die Welt wird dann einem Schauspiele greulicher Verwüstung beiwohnen, und die Regierungen dürften sich täuschen, wenn sie glauben, daß die Massen hinter ihnen stehen werden“ — man sieht, daß diese Kriegsluft schon viel früher, längst ehe der Kulturkampf begann, das Lebenselement der jesuitischen Kreise war. Es war lange alles da, ehe es im Kulturkampf offen hervorbrach, die Operationsbasis, die Streitkräfte, der Feldzugsplan und die Mobilmachung. Man war nur im Zweifel über die rechte Zeit, wo man losschlagen wollte. Diese Zeit hatten die Jesuiten schon einmal gekommen geglaubt, als sie des Papstes Meister geworden waren und ihm den Syllabus diktirt hatten, und als sie dann das Konzil eingeleitet hatten und das Dogma von der Unfehlbarkeit durchsetzten, von dem noch 1869 Windthorst gesagt hat, er könne sich eher den Kopf abschlagen lassen, als glauben, daß der Papst unfehlbar sei; sie hatten sie gekommen geglaubt, nachdem sie den Kaiser Napoleon durch die Kaiserin, ihre *bonne et sainte femme*, in ihre Hand bekommen hatten. Damals wurden nun freilich die Hoffnungen der Jesuiten grausam getäuscht, noch grausamer als 1866, wo nach dem Siege von Königgrätz Antonelli den Einsturz der Welt sah. Indessen, was schadete ihnen das Unglück, und was kümmerte es sie? Schließlich waren doch nur andre überall die Betrogenen, nicht sie. Sie waren nicht mit zu Grunde gegangen, als die Stuarts, die sich in ihren Dienst gestellt hatten, gesunken waren, nicht, als den Bourbons der Totenkranz geflochten wurde, nicht als Spanien und Neapel ins Elend kamen, die jesuitenfreundlichen Kantone der Schweiz niedergeworfen wurden, die Fürsten von Modena und Toskana in die Verbannung gingen, Osterreich 1859 und 1866, nachdem jedesmal ein jesuitenfreundliches Ministerium vorangegangen war, durch die schwersten Niederlagen erschöpft, Eugenie nur noch von den Totengräbern des Kaiserreichs umgeben war, die Jesuiten standen immer wieder auf und gingen an ihre alte Miniarbeit. So kam es auch jetzt, und was im Subiläumsbuch aus dem ersten Jahrhundert des Ordens zu lesen ist: „So lange der Atem des Lebens in uns wohnt, werden wir gegen die keßerischen Wölfe kämpfen; der Same des Hasses ist uns eingeboren,“ das zeigte sich jetzt nur in verstärktem Maße, als ihre Hoffnung, Frankreich, im Staube lag, das Schwert seines Cäsar zerbrochen war, und der Papst selbst Rom verloren hatte. Wie das Unglück des Papstes ihnen dazu dienen mußte, um, zumal bei den gutmütigen deutschen Katholiken, Mitleid mit ihm, dem „auf faulem Stroh gebetteten, armen Gefangenen,“ zu erwecken und die Meinung zu verbreiten, die Religion sei in Gefahr, so wurde jetzt das Unglück Frankreichs benutzt, um „die älteste Tochter der Kirche“ ihrer Mutter in die weitgeöffneten Arme zurückzuführen. Und die Sache mißglückte keineswegs. Selbst atheistische und radikale Deputirte der französischen Kammern sahen in der Vereinigung

mit dem Papsttum die Hilfe, und die französische Akademie schien schon im Jahre 1872 „das Hauptnest der französischen Kleriker“ zu sein. Die jesuitischen Zeitungen aber, l'Univers und Union, lehrten die Franzosen, im Katholizismus „das Geheimnis unsrer unbefiegbaren Hoffnungen“ zu sehen. „Möchten wir endlich begreifen, daß das Übergewicht Frankreichs von der Treue abhängt, mit der es in der Welt seine Rolle erfüllt, die ihm sein Titel als älteste Tochter der Kirche anweist.“

Und hier stehen wir an einem Punkte, der es einem deutschen Parlament unmöglich machen muß, für die Zurückberufung der Jesuiten einzutreten. Es ist die Konspiration wie mit allen Feinden des neuen Reiches, so besonders mit Frankreich, in die die Jesuiten seit dem Entstehen dieses Reiches sofort getreten sind. Sie sind es, die dem Revanchefinn immer von neuem dadurch Nahrung spendeten, daß sie durch ihre Wählereien im katholischen Deutschland Frankreich die Hoffnung einer militärischen Diverfion im Rücken Deutschlands zu Gunsten der Franzosen gaben. Die ultramontanen Blätter im deutschen Reiche verlangen jetzt mit ihrem Rufe: „Wir wollen sie wieder haben!“, den sie „im Namen der Rechtsgleichheit und der Freiheit“ erheben, daß, wer diesem Rufe im deutschen Volke entgegentritt, nachweisen müsse, daß es „ein höheres, besser berechtigtes Interesse gebe, das die Befriedigung unsers (katholischen) Interesses mit Zug behindert.“ So die Eichsfelder Volksblätter, Nr. 46. Wir wollen nun einmal vor der Hand die „Rechtsgleichheit und Freiheit“ lassen; da aber diese Blätter immer wieder darauf zurückkommen, daß das Jesuitengesetz ein Ausnahmefgesetz sei, und daß ein Ausnahmefgesetz gerechtfertigt werden müsse, was die Gegner der Jesuiten heute ebenso wenig könnten, wie sie es Anno 1872 bei der Entstehung des Jesuitengesetzes gekonnt hätten, so wollen wir doch einmal einen Rückblick in jene Zeit der Entstehung dieses Gesetzes thun. Es wird für viele eine recht nützliche Erinnerung sein.

Wir wollen nur Thatfächliches anführen und nennen da zuerst den Namen Renans. Er war und ist kein Jesuitenfreund, aber er ist ein sehr guter Franzose, wie damals ein Redner im deutschen Parlament sagte. Von Renan nun kennen wir das Wort: „Wir müssen den Kampf gegen die Jesuiten auf kirchlichem Gebiet aufgeben; denn am Tage der Abrechnung mit Deutschland werden sie unsre Verbündeten sein.“ Meinte damit etwa Renan bloß französische Jesuiten? Die sind und waren immer trotz alles Kampfes mit kirchlichen Gegnern mit Frankreich auf Leben und Tod verbündet. Renan blickte aber gerade so bei seinen Worten über die französischen Grenzen, wie der Verfasser des Buches *La politique prussienne et le catholicisme en Allemagne*, der 1871 den Katholiken in Deutschland zurief, sie sollten mit den Franzosen vereinigt dem protestantischen Kaisertum ein Ende machen. Die jesuitische Union empfahl das Buch mit dem Bemerkten, es beweise, „daß Frankreich sicher sei, Freunde und Verbündete bei allen zu finden, die das reine Licht des Katho-

lizismus erleuchte.“ Zu diesen Freunden gehörte vor allen andern die jesuitische Organisation, deren Hauptaufgabe es jetzt mehr denn je war, mit geistlichen Waffen das Interesse Frankreichs als der romanischen Vormacht zu fördern. Denn der Kampf des Jesuitenordens ist im letzten Grunde ein Kampf des romanischen Geistes gegen den germanischen. Diese jesuitische Organisation begann nun, wie gesagt, sofort nach dem großen Kriege und war darauf gerichtet, den ungebildetsten Teil des deutschen Volkes als gehorsame Sklaven des Papstes einzufangen. Waren sie das einmal, so konnte man erwarten, daß sie dann auch gegebenen Falles für die französische Politik passende Werkzeuge werden würden. Zu diesem Zwecke kam es darauf an, den religiösen Gegensatz zu verschärfen. Die Möglichkeit zu solcher Verschärfung hatte man bereits dadurch erlangt, daß man schon seit den fünfziger Jahren die Seminarerziehung in die passenden Hände gebracht und einen unwissenschaftlichen, zum Fanatismus geneigten Priesterstand geschaffen hatte, der den Syllabus durchzuführen ebenso bereit als fähig war. Wurde nun der religiöse Gegensatz in die katholische Bevölkerung gebracht, dann machte man diese zur Arbeit des Bürgerkrieges geneigter, jedenfalls nahm man ihnen die Freude am neuen Reiche. Und diese Rechnung schlug nicht fehl, wie die Rechnung auf die Dummheit und den Fanatismus der Massen bei der richtigen Schlaueit selten fehlschlägt.

Zunächst galt es, Einfluß auf die Wahlen im katholischen Volke zu Gunsten solcher Abgeordneten zu erlangen, denen das deutsche Kaisertum von vornherein eine unerwünschte Sache gewesen war. Was sonst Partikularismus und Rheinbundsgelüste hieß, sich aber jetzt nicht mehr so zu nennen getraute, alles, was einst auf die österreichische Camarilla hoffend gesehen hatte, was zu den Anhängern der depossedirten Fürsten, besonders der Welfen gehörte, alles, was zum klerikalen Feudalismus gehörte und im infallibilistischen Unterricht, in der Bekämpfung der deutschen Wissenschaft, in der Bethörung des gemeinen Volkes das Heil sah, das schoß zusammen zur Zentrumsparthei. Und da diese Partei von vornherein in der Wiederherstellung der weltlichen Macht des Papstes ihr nächstes Ziel hatte, so war für sie jetzt gerade so die Wiederherstellung der Macht Frankreichs eine erwünschte Sache, wie es die Wiederherstellung der Macht Österreichs vor dem Bündnis mit Deutschland gewesen war. Je weniger man auf ein Einschreiten Österreichs zur Wiederherstellung der päpstlichen Macht und auf eine Bekämpfung Italiens von dort her rechnen konnte, desto inniger verbündete sich die römische Hierarchie unter jesuitischer Führung mit Frankreich. Die jesuitische Partei in Deutschland aber verfiel in die Maßlosigkeit, die endlich verhängnisvoll wurde für das Schicksal der Jesuiten selbst, und es werden mußte. Ein deutsches Jesuitenblatt mit dem patriotischen Namen Das Vaterland (die Jesuitenblätter tragen alle patriotische Namen: Germania, Vaterland, Volksblatt, Reichszeitung u. s. w.) schrieb damals

unglaubliche Dinge, die kein erfreuliches Zeugnis für die Güte der Pressefreiheit ablegen; „wir lieben dieses euer deutsches Reich nicht; wir haben nie etwas davon wissen wollen; für uns existirt es nur als eine vorübergehende Gewitterwolke am Himmel.“ Ein päpstliches Breve vom 6. Juli 1871 erteilte dem Blatte ein Lob. Mit solchen Hezartikeln und mit der dazu kommenden geistlichen Bearbeitung gelang es nun, selbst den Streit in die Familien derjenigen Katholiken zu tragen, die noch vor kurzem mit ihren protestantischen Brüdern zusammen Mann an Mann des Reiches Herrlichkeit errungen hatten. Besonders bei den Wahlen wurde der Haß und die Erbitterung bis zur Glühheize gesteigert. An solche Erbitterung und die damit entstehende Entfremdung der Gemüter von dem eignen Volke und von der eignen Regierung knüpften die Jesuiten ungemessene Hoffnungen in und außer Deutschland. Die *Civiltà cattolica*, das Jesuitenblatt, das dem Papste täglich vorgelesen wurde und seine Meinung selber ausdrücken sollte, schrieb, nachdem alle Machinationen, Deutschland gegen Italien zu gewinnen, vergeblich gewesen waren, am 3. August 1872: „Die Sache des revolutionären Italiens, mit der Preußen [warum nicht Deutschland?] die seinige verbunden hat, bedeutet offenbar Krieg gegen Gott und seine Kirche. So wird Preußen also, wenn einmal der Krieg mit Frankreich losgeht, alle aufrichtigen Katholiken gegen sich haben, die eignen Unterthanen nicht ausgenommen, die wissen, daß man Gott über alles lieben muß. . . . Das Wort des Papstes wird nicht auf die Erde fallen, daß der Stein vom Berge rollen und dem Koloß die Füße zerschmettern wird.“ Ein radikaler Franzose und atheistischer Deputirter sagte aber damals zu dem Korrespondenten der *Nationalzeitung* in Paris: „Wir [Franzosen] sind noch nicht fertig, aber der Papst und die Jesuiten werden euer Gebäude unterminiren, und wenn wir dann bereit sein werden, wird es nur eines Ruckes bedürfen, um das Werk zu vollenden.“ Das sind so einige Thatfachen, an die zu erinnern jetzt bei dem Rufe: Wir wollen sie wieder haben! gut sein wird. Sie mögen genügen. Die klerikal-jesuitischen Wühlereien im preußischen Polen und im ganzen Nordosten in Deutschland gerade so wie im Nordwesten, die Führung des Erzbischofs Ledochowski als Primas von Polen im Verzeichnis der regierenden Fürsten Europas, wie sie der Thorner katholische Kalender von 1872 brachte, die förmlich militärische Organisirung und Disziplinirung der kirchlichen Vereine, die alle unter der Leitung von Geistlichen stehen, die blinde Werkzeuge der Jesuiten sind, das Aufbringen so massenhafter Gelder wie der Peterspfennig, die schon vor Säkularisirung des Patrimoniums Petri auf zehn Millionen Lire jährlich berechnet wurden, die Kirchenkollekten für den in der Gefangenschaft „darbenden und hungernden Vater,“ das Aufstacheln der Bauern und Bergleute, das z. B. in Königshütte bis zur Empörung ging und das eine von Polen aus genährte ultramontane, nicht eine sozialdemokratische Agitation war — alle diese Dinge und viele andre haben wir hier nicht erwähnt. Aber was wir

erwähnt haben, wird wohl genug sein, nicht nur um die Entstehung des Jesuitengesetzes im Jahre 1872, sondern auch sein weiteres Fortbestehen zu rechtfertigen.

Denn ist etwa der Wunsch des Papstes, daß sich das Steinchen loslösen und dem deutschen Reiche den Fuß zerschmettern möge, nicht auch der der Jesuiten? Und besteht er jetzt etwa nicht mehr? Müssen solche Äußerungen für unsre Regierungen wie für uns alle nicht unvergessen bleiben als deutliche Fingerzeige dafür, daß es sich in allen jesuitischen Bestrebungen nicht handelt um die Religion, sondern um einen einheitlich geleiteten Kampf gegen den Protestantismus, das deutsche Reich und Preußen? Ist etwa die Ansicht der jesuitisch-päpstlichen *Civiltà cattolica* vom Oktober 1871, „das neue Reich scheine bestimmt zu sein, wie ein leuchtender Meteor zu verschwinden,“ nicht auch heute noch wenigstens der Wunsch der jesuitischen Kreise? Man komme uns doch nicht mit den Versicherungen, daß wir nur mit Hilfe der Jesuiten über die sozialdemokratische Bewegung Herr werden würden; „wer vom Papste ißt, der stirbt daran,“ sagt ein altes Wort, und sicher ist, daß die Schlinge nicht lieblicher wird, wenn sie von den Jesuiten geworfen wird. Wir würden nur, kämen die Jesuiten heute ins Land, zur roten Internationale die schwarze haben.

Aber die Rechtsgleichheit und „das gleiche Recht für alle,“ von dem die Jesuitenblätter versichern: „Wer es nicht ertragen kann, ist entweder feig oder schlecht“? Nur schade, daß diese Rechtsgleichheit in unserm Staate, wie in so manchem andern, z. B. in der freien Schweiz, früher auch nicht vorhanden war, denn in Preußen sind die Jesuiten erst seit der Mitte der fünfziger Jahre zugelassen; ja schade, daß v. Radowicz einst trotz der Grundrechte in der Paulskirche im Namen seiner katholischen Freunde, zu denen auch Reichensperger gehörte, die Erklärung abgab, sie wünschten die Einführung des Jesuitenordens in Deutschland nicht. Da muß es doch mit der Feigheit und Schlechtigkeit derer nicht gar so schlimm sein, die sich gegen diese Einführung sträuben. Vielmehr steht es mit dieser Forderung der Rechtsgleichheit ungefähr so, wie es stand mit der Forderung Reichenspergers in der Reichstagsitzung vom 1. April 1871 wegen Aufnahme der Grundrechte in die neue Reichsverfassung, also volle Freiheit des religiösen Bekenntnisses, volle Selbstverwaltung der Kirchen etc. Was damals Treitschke sagte, daß das keine Grundrechte für die deutsche Nation seien, sondern daß sie nur Vorrechte der römischen Kirche in Deutschland im Sinne der Ultramontanen werden sollten, ganz dasselbe paßt auf die ultramontane Forderung der Rechtsgleichheit. Sie soll der von Jesuiten geleiteten Kirche nur eine unabhängige Position gegenüber dem deutschen Staate gewähren. Denn die Ultramontanen nehmen diese Rechtsgleichheit in der Weise für sich in Anspruch, wie die Pressfreiheit; sie fordern sie für sich, für alle Nichtpäpstlichen lassen sie sie durch den Papst im Syllabus verdammen.

Oder wo gewährt der Ultramontanismus Rechtsgleichheit, wenn er imstande ist, sie zu verweigern? Es ist noch nicht lange her, da kämpften sie in Tirol für die Glaubenseinheit, kerkerten in Spanien die Protestanten ein, wollten ihnen in Osterreich das Begräbnis in geweihter Erde versagen; ihren Anspruch auf katholische Kindererziehung in gemischten Ehen haben sie nirgends aufgegeben und würden die Glaubensfreiheit überall versagen, wenn sie könnten, wie sie der Papst im Kirchenstaat versagte, so lange dort sein Regiment bestand. Daß wir uns mit dieser jesuitischen Rechtsgleichheit noch heute bethören lassen sollen, ist in der That eine naive Forderung. Gingen wir darauf ein, der Abgeordnete Gneist würde wieder mit Recht sagen können, wie am 14. Juni 1872 im Reichstag, daß wir Deutschen doch in religiösen Dingen ein eigentümliches Volk wären, „Selbstquäler in religiösen und juristischen Bedenken, auch gegenüber denen, die, wenn sie die Macht in Deutschland hätten, gegen uns weder Rücksicht noch Gewissen haben würden.“ Ganz gewiß, es ist besser, wir lassen die deutsche Eigentümlichkeit mit all ihren juristischen Bedenken fahren und nehmen das Jesuitengesetz als das, was es ist, ein Ausschneiden solcher Elemente aus unserm Volkskörper, die nie etwas andres haben sein wollen, als Unterthanen Roms.

Ebenso wie mit der Forderung im Namen der Rechtsgleichheit ist es auch mit der „im Namen der Freiheit.“ „Wahrhaft ruchlos“ nannte es in jener Debatte am 14. Juni Gneist, „wenn die Jesuiten, die alle Freiheit andrer totschlagen, sich auf die Freiheit berufen, um in deren Namen zu herrschen.“ Wer wissen will, wie die Jesuiten die Freiheit verstehen, der lese die Geschichte des Sonderbundkrieges und der ihm vorausgehenden Jesuitenumtriebe in der Schweiz etwa vom Jahre 1839 an. Alle Forderungen der Ultrademokratie wurden da von ihnen unterstützt, weil sich diese dem religiösen Fanatismus leicht an die Seite stellen ließ. „Durch die Verleitung des Volkes zum Ultrademokratismus — sagt Belani in seinem Schriftchen über die Geschichte des Jesuitentreibens in der Schweiz, S. 41 — wurde den Massen durch Vorspiegelung einer unbeschränkten Volkssouveränität geschmeichelt und der Untergang der gebildeten Repräsentativverfassungen bewirkt. Unter der Herrschaft roher, ungebildeter Volksmänner, die das Volk unter Einflösungen der Jesuiten an die Spitze der Regierungen wählte, war es leicht, alle geistige Bildung im Volksschulwesen wieder auszulöschen und römischen Obskurantismus zu fördern. Das Ergebnis dieses ränkevollen Strebens der Jesuiten war Zurücksinken in geistige und politische Barbarei, weshalb dieses System sehr bezeichnend der »schwarze Jakobinismus« genannt wurde.“ Wohin diese theokratisch-demokratische Freiheit der Jesuiten führte, zeigte sich bei dem Putsch von Oberwallis, durch den im Mai 1844 die liberale Regierung gestürzt und der Kanton Wallis dem katholischen Bunde einverleibt wurde. Selbst der Hausgottesdienst der wenigen Reformirten wurde unterdrückt, und der Bischof, ein Zögling des Jesuiten-

kollegs in Rom, äußerte ohne Scheu: „Zwischen Protestanten und Katholiken giebt es kein Gegenrecht der Toleranz. Zwar sind die Protestanten, weil sie eine Irrlehre haben, zur Toleranz gegen die Katholiken verpflichtet, diese aber nicht zu derselben Pflicht gegen die Protestanten verbunden.“ Das war die jesuitische Auffassung der Freiheit.

Stellen wir dieser Auffassung die Bismarcks gegenüber! In seinem schönen Briefe an das englische Parlamentsmitglied Rinnaird, der mitten aus dem Kulturkampfe heraus geschrieben ist, sagte er: „Ich freue mich, mit Ihnen in dem Grundsatz einverstanden zu sein, daß in einem geordneten Gemeinwesen jede Person und jedes Bekenntnis das Maß von Freiheit genießen soll, das mit der Freiheit der übrigen und mit der Sicherheit und Unabhängigkeit des Landes vereinbar ist.“ Auch die Hohenzollern haben sich stets, und es ist das ihr schönster Ruhm, zu diesem Freiheitsbegriff bekannt. Er erlaubte ihnen, den hohen Beruf zu erfassen, der sie vor allen Dynastien Europas auszeichnet, und der der Monarchie selbst eine höhere Bedeutung giebt, nämlich die, beiden christlichen Kirchen gleiche Achtung, gleiches Vertrauen, gleiches Recht zu gewähren. Diese Parität ist ebenso sehr ein ausgesprochener Grundsatz der protestantischen Welt, wie sie den Jesuiten ein Greuel ist. Sie ziehen lieber den Krieg bis aufs äußerste vor, als sie anzuerkennen. „Die katholischen Dogmen, schrieb die Germania im Jahre 1872, sind das Werk des heiligen Geistes, unbedingt verpflichtend für jeden Katholiken, unabänderlich für alle Zeiten! Schließen diese Dogmen also Forderungen in sich, die die weltliche Macht nicht zugestehen kann oder will, so ist damit der Krieg zwischen Kirche und Staat proklamirt, und zwar der Krieg bis aufs äußerste.“ Gewiß, die Freiheit, die die Jesuiten verlangen, ist nicht mehr mit der Sicherheit und Unabhängigkeit unsers Landes vereinbar. Sie ist ein Aushängeschild für die, die die vollste Religionsfreiheit für sich beanspruchen, die aber immer bereit sind, jede andre Religion zu unterdrücken.

So viel steht fest: Gegenüber einer Gesellschaft, die bei dem Eintritt in ihren Orden das Gelübde abnimmt: „Ich habe keine Eltern, ich habe keine Familie, Vater und Mutter sind mir gestorben, ich habe keine Heimat, kein Vaterland, keinen Gegenstand der Liebe und Verehrung, als allein den Orden,“ gegenüber einer solchen Gesellschaft werden wir gut thun, den § 1 des Gesetzes vom 4. Juli 1872 beizubehalten: „Der Orden der Gesellschaft Jesu und die ihm verwandten Orden und ordensähnlichen Kongregationen sind vom Gebiete des deutschen Reiches ausgeschlossen.“

